

Bernd-A. Rusinek

Frauenbewegung und Frauenhaus Köln

„Unsere Muttis kämpfen für den Frieden!“

In den frühen Protestbewegungen der Bundesrepublik – Anti-Atomtod- und Anti-Militarisierungsbewegung, Ostermärsche – spielten Frauen eine bedeutende Rolle, und zwar vorwiegend als Mütter, Hüterinnen des Lebens, die ihre Kinder weder an eine Front marschieren noch den Strahlentod sterben lassen wollten.¹ „Unsere Muttis kämpfen für den Frieden!“, hieß es bezeichnenderweise. Vor allem war der 1947 in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) gegründete Demokratische Frauenbund Deutschland (DFD) aktiv, der in Berlin und in der SBZ angeblich mehrere Millionen Unterschriften gegen die Atombombe und für den Frieden hatte sammeln können. In weit geringerem Umfang gingen Frauen für spezifische Frauenthemen auf die Straße. Und so sie es taten, fanden diese Aktivitäten kaum Eingang in die protesthistorische Erzähltradition.

Der Internationale Frauentag, ursprünglich eine amerikanische Idee aus dem frühen 20. Jahrhundert, war während der NS-Zeit verboten worden. Der erste Frauentag nach Ende der NS-Diktatur wurde am 8. März 1950 begangen. Unter maßgeblicher Beteiligung des DFD fanden größere Veranstaltungen – blicken wir auf Nordrhein-Westfalen – in Dortmund statt, außerdem in Düsseldorf, Duisburg, Essen, Hagen, Oberhausen, Recklinghausen, Remscheid, Solingen, Wuppertal. Aufgrund dieses Erfolgs bildete sich im April 1950 eine DFD-Organisation auf NRW-Lan-

1 Zu den folgenden Daten und Ereignissen siehe: Wolfgang Kraushaar, Die Protest-Chronik 1949–1959. Eine illustrierte Geschichte von Bewegung, Widerstand und Utopie, 3 Bde., Hamburg 1996.

desebene, und bald darauf erschien in Düsseldorf die DFD-Zeitschrift „Die Frau von heute“.

Handelte es sich bei dem DFD um eine von der DDR aus gesteuerte Organisation? Dies war zweifellos der Fall, aber man wird festhalten können, dass die Kommunisten zu dieser Zeit noch stark genug waren, um auch ohne DDR-Stützung agieren zu können. Eine zweite Einschränkung: Es wäre auf den Komfort des Denkens im Format des Kalten Kriegs hinzuweisen, gesellschaftliche Probleme nicht als Realphänomene wahrzunehmen, sondern auf Propaganda der Gegenseite zurückzuführen. Diesen Komfort gab es selbstverständlich auf beiden Seiten. 1956 wurde die KPD in der Bundesrepublik verboten, 1957 der DFD als kommunistische Tarn-Organisation. Ob diese Einschätzung den Fakten entsprach oder der ideologischen Erhitzung des Kalten Kriegs zugeschrieben werden muss, ist hier nicht weiter zu diskutieren.

Die frühe Frauenbewegung der Bundesrepublik agierte auch ohne die Kommunisten. Bereits 1951 war in Düsseldorf die „Deutsche Frauenpartei“ gegründet worden. Initiatorin und Vorsitzende war Hulda Pankok (1895–1985), Ehefrau des Malers und prominenten rheinischen Expressionisten Otto Pankok (1893–1966), damals Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie. Hulda Pankok hielt es für untragbar, dass Frauen nur ein Zehntel der Abgeordneten im ersten Bonner Bundestag stellten, obwohl es, bedingt durch die Kriegsgefallenen, sogar mehrere Millionen mehr Frauen als Männer gab. Schnell bildeten sich Ortsgruppen der Frauenpartei in Köln sowie im Ruhrgebiet. Nach Pressemeldungen war eine Werbeaktion unter dem Slogan „Deutsches Gretchen erwache!“ geplant. Ebenfalls 1951 wurde in Velbert – von einer Zentrumspolitikerin initiiert – der „Kongress der Frauen und Mütter für den Frieden“ durchgeführt. Im Mai 1952 fand in Mainz die erste Bundesfrauenkonferenz des Deutschen Gewerkschaftsbundes statt, die zweite 1955 in Dortmund. Diese trug das Motto „Frauen helfen – Frauen bauen auf“. Unter anderem wurde

die Verwendung des Begriffs „Doppelverdiener“ kritisiert; auf der dritten DGB-Frauenkonferenz, 1959 in Bremen, wurde gleicher Lohn für gleiche Arbeit gefordert. Erreicht hat man dieses Ziel nicht; denn ebendasselbe forderten mehr als fünfzig Jahre später, im Oktober 2012, etwa Vertreterinnen der CDU-Frauen-Union.

Nebenwiderspruch

Man sollte meinen, dass den „1968ern“ die Befreiung der Frau ein Herzensanliegen gewesen sein müsste. Das Gegenteil war der Fall. Blätter wie „konkret“ (gegr. 1957) und „pardon“ (gegr. 1962), die der Bewegung nicht nur zuzurechnen sind, sondern sie auch prägten, waren bis in die 1970er Jahre hinein ausgesprochen sexistisch. Das pardon-Girl Anita prangte 1968 nackt oder halbnackt auf den Covers; „konkret“ brachte es zu „Playboy“-analogen Strip-Centerfolds. Aus der hoch gelobten Bewegung waren solch witzige Parolen zu vernehmen wie „Wer zweimal mit derselben pennt/Gehört schon zum Establishment“, scherzhaft auch die Aufforderung, Professoren-Gattinnen zu vergewaltigen, sofern es ästhetisch vertretbar sei; in der „Kommune I“ hieß es, bei der Zurichtung der Mitbewohnerinnen sei es ähnlich wie bei der Pferdedressur – einer müsse das Tier einreiten, danach stehe es allen zur Verfügung. Willkommen in der untersten Etage!

Karl Marx hatte erklärt, und zwar nicht ohne machistischen Seitenhieb, dass der gesellschaftliche Fortschritt sich exakt „an der gesellschaftlichen Stellung des schönen Geschlechts (die Hässlichen eingeschlossen)“ messen lasse. Auf Theorie-Ebene galt bei Marx und seinen Adepten die noch nicht vollzogene Befreiung der Frau freilich als Nebenwiderspruch der kapitalistischen Gesellschaft. Sei deren Hauptwiderspruch einmal aufgehoben, nämlich jener zwischen Lohnarbeit und Kapital, und der Sozialismus einmal an der Macht, dann werde sich die Frauenfrage von

selbst erledigen. Diese klassische linke Position zur Frauenfrage findet sich auch bei August Bebel.

Sollten die 1968er-Frauen auf ihre Emanzipation also bis zur Revolution warten? Damit wollte sich Helke Sander (geb. 1937), spätere Protagonistin des feministischen Films, nicht zufriedengeben. Auf einer Delegiertenkonferenz des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) im September 1968 verlangte sie im Namen eines „Aktionsrates zur Befreiung der Frauen“ und in einer Diktion voller Jargon-Eigentümlichkeiten und rhetorischer Verbeugungen, dass die Position der Frauen „inhaltlich diskutiert“ werden müsse; das spezifische Ausbeutungsverhältnis, in dem die Frauen stünden, werde „verdrängt“, damit die Männer ihre alte „durch das Patriarchat gewonnene Identität“ nicht aufzugeben brauchten. Die Frauen könnten nicht bis auf die Zeit nach der Revolution warten, es gelte, „den Klassenkampf auch in die Ehe zu tragen“.² Nächster auf der Rednerliste war der damals renommierte SDS-Mann Hans-Jürgen Krahel, der sich der allerhöchsten Gnadensonne erfreuen durfte, Adornos bevorzugter Doktorand zu sein. Der SDS war nach Zahl und Zuschnitt eine Domäne der Männer. Und so ging Krahel mit keiner Silbe auf Helke Sanders' Forderung ein, die Frauenfrage „inhaltlich“ zu diskutieren. Daraufhin wurde er von der SDS-Aktivistin Sigrid Rüger mit Tomaten beworfen. Mit Helke Sanders' Rede und einem Tomatenwurf begann die Neue Frauenbewegung. Sie entstand aus der Studentenbewegung heraus – aber eher auf die Weise, wie die USPD aus der SPD heraus entstanden war, nämlich als Sezession.

2 Helke Sanders Rede zur Neuen Frauenbewegung, zit. n. http://www.hdg.de/lemo/html/dokumente/KontinuitaetUndWandel_redeSanderZurNeuenFrauenbewegung/index.html (Zugriff 1.12.2012)

Une pionnière

1942 in Wuppertal-Elberfeld geboren und dort aufgewachsen, verhasste Kaufmannstätigkeit, danach in Düsseldorf; dann Flucht nach Frankreich, dort Studium; Rückkehr nach Düsseldorf, Zeitungspraktikum, 1969 Reporterin bei „pardon“, in deren Männerwelt sie sich nicht wohlfühlt, Arbeit beim „Spiegel“; bald wieder Paris; Freundschaft mit Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre; 1975 „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen“; beeinflusst vom Studium bei Foucault; in Frankreich politisiert und auf die Frauenfrage aufmerksam gemacht – Alice Schwarzer.

Sie galt lange als die bundesdeutsche Feministin vom Dienst und war entsprechenden Beschimpfungen und Beleidigungen ausgesetzt: „Hexe mit dem stechenden Blick“; „Frustrierte Tucke“; „Nachteule mit dem Sex einer Straßenlaterne“; „*Sie* hätte ich auch abgetrieben!“

In Alice Schwarzers 2011 publizierten Erinnerungen tritt uns eine selbstbewusste Frau entgegen, die jeden Grund hat, es zu sein, und die weiß, dass sie aus der Kultur- und Sozialgeschichte der Bundesrepublik nicht leicht wegzudenken ist. Sie betont dabei immer wieder, die Neue Frauenbewegung nicht erfunden zu haben. Aber zweifellos spielte sie eine Pionierrolle in dieser neuen deutschen Frauenbewegung, also der dritten Frauenbewegung nach der ersten im Kaiserreich und der zweiten in der Weimarer Zeit. Alice Schwarzer bemerkt, ihr und ihren Mitstreiterinnen seien die Akteurinnen von der ersten und der zweiten Frauenbewegung oft nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen. Hier hatte die Geschichtswissenschaft versagt, auch die fortschrittliche Richtung der sogenannten „Bielefelder Schule“, die doch Geschichte als Sozialgeschichte deutet.

Alice Schwarzer war in der Bundesrepublik Initialakteurin. Auf sie ging das berühmte Bekenntnis der 374 Frauen im „Stern“, Ausgabe 6. 6. 1971, zurück: „Wir haben abgetrieben und fordern das Recht dazu für

jede Frau!“ Damit war eine alte Forderung der zweiten Frauenbewegung der 1920er Jahre wieder aufgenommen worden. 1926 hatte ein Ärztetag festgestellt, dass im Deutschen Reich jährlich wohl 500.000 bis 800.000 Abtreibungen vorgenommen würden, wobei geschätzte 10.000 Frauen ums Leben kämen. Der Arzt und kommunistische Schriftsteller Friedrich Wolf hatte dieser Problematik 1929 das aufsehenerregende Theaterstück „Cyankali“ gewidmet: Eine schwangere Arbeiterin und ihr Freund geraten durch Arbeitslosigkeit in bitterstes Elend, so dass die verzweifelte Frau ihr Kind abtreiben lassen will. Von einer „Engelmacherin“ erhält sie eine Zyankali-Ampulle. Da die Schwangere und deren Mutter die Menge falsch berechnen, geht die Frau bei dem Abortus zugrunde.

„Ende August 1976 ziehe ich um, nach Köln.“/„Emma“

Seit 1973 trug sich Alice Schwarzer mit dem Projekt einer Zeitschrift für Frauen. Wo sollte sie erscheinen? Alice Schwarzer hatte genug von klassenkampftrunkenen Berliner Radikalinski-Frauen mit ihren Kleinbürgervorwürfen gegen eine Frauenbewegung, die nicht zugleich auch die kommunistische Revolution einforderte oder mit Valiera Solanas Männervernichtungsmanifest fuchtelte. Sie hatte ebenfalls genug vom Hamburger Rattenkäfig konkurrierender männlicher Journalisten. Als Redaktionssitz ihrer Zeitschrift entschied sie sich für Köln, wo ihr die kommunikative, gelassene und selbstironische Art gefiel, also das, was zuweilen „rheinisch“ genannt wird.

Die Zeitschrift erhielt den Namen „Emma“, gewitzte Kombination aus „Emanze“ und dem geläufigen Frauennamen. Die erste „Emma“ erschien am 26. Januar 1977 in einer Auflage von 200.000 Stück. Kennzeichen von „Emma“ sind bis heute die Kampagnen, Artikel-Sequenzen, teils über Jahre hinweg, die etwas Positives bewirken („Girlsday“) oder skandalöse Übelstände und Verbrechen bewusst machen sollen. Zu Letzterem zählen

Beschneidungen von Mädchen, Kinderpornografie, Zwangsprostitution und häusliche Gewalt gegen Frauen.

Diese Gewalt war bis in die 1970er Jahre kein in der Gesellschaft diskutiertes Thema, obgleich jeder davon wusste. Wer kannte sie nicht, die kreischende Frau des wieder einmal betrunkenen Nachbarn, wer nicht die Kollegin, die morgens wieder einmal grün und blau in die Firma kam und sagte, sie sei die Treppe hinuntergefallen ... In weiten Teilen der Gesellschaft wurde das Thema „Gewalt gegen Frauen“ verharmlost oder beiseitegeschoben: Geschlagene Frau und schlagender Mann seien eben einander wert, hieß es etwa, oder, das komme doch nur in der lumpenproletarischen Schnapsfahnen-Welt vor.

„Ein Tag im Haus für geschlagene Frauen“

Eine Sensibilisierung für das Problem setzte in der Bundesrepublik Mitte der 1970er Jahre ein. Der Anstoß kam von außen – wie so oft. Bereits zu Beginn der 1970er hatte die britische Aktivistin Erin Pizzey, geboren 1939, in London Hilfsprojekte für misshandelte Frauen angestoßen. Auf diese Projekte ging das erste „Frauenhaus“ in London zurück. Zu erinnern ist ferner an das große Aufsehen des amerikanischen Women's Liberation Movement („Women's Lib“), an das 1975 von der UNO ausgerufene „Internationale Jahr der Frau“; Anfang März 1976 fand in Brüssel das Tribunal „Gewalt gegen Frauen“ statt; in Betracht zu ziehen ist noch, dass Alice Schwarzer im Wesentlichen in Frankreich frauenpolitisch sozialisiert worden ist. Ergo: Alles Importe! Nicht nur kein genuin deutscher Beitrag zur Formung dieses wichtigen Teils der Neuen Sozialen Bewegungen, im Sozialistischen Deutschen Studentenbund, dem geistigen Treibsatz der „1968er“, war das Frauenthema ohne Tomatenwurf nicht auf die Agenda zu setzen.

Am 1. November 1976 wurde in West-Berlin das erste Frauenhaus eröffnet. Im dritten Heft der „Emma“, März 1977, schrieb Alice Schwarzer

darüber eine umfängliche Reportage: „Ein Tag im Haus für geschlagene Frauen“. Diese Reportage war Teil einer der kampagnenartigen „Emma“-Sequenzen, von denen bereits die Rede war.

Männergewalt gegen Frauen sei heute durchaus „normal“ und allgegenwärtig, so lesen wir in dem Artikel von 1977. In der Reportage begegnen wir Frauen, die – wie man es nennt – „krankenhausreif“ geschlagen wurden, wir begegnen in deren Berichten dem Mann in seinem übelsten Phänotyp. Die gequälten Frauen sahen sich oft einer verständnislosen Juristerei gegenüber, achselzuckenden Anwälten, die sagten, es könne erst eingeschritten werden, wenn die hilfeschuchende Frau „den Kopf unter dem Arm trage“.

Die Annahme, allein die körperliche Misshandlung – „krankenhausreif“ – werde eine Frau dazu bringen, sich an ein Frauenhaus zu wenden, sei falsch. Von derselben Brutalität, nur in der Regel nicht blutig, sind die psychischen Folgen der durchlittenen Gewalt. Manche Frauen werden Alkoholikerinnen oder landen in der Psychiatrie. Es sind auch nicht allein die Frauen, die in einem Frauenhaus Schutz suchen, es sind häufig Frauen mit ihren Kindern. Alice Schwarzer zitierte einen Achtjährigen, der mit seiner Mutter im Frauenhaus untergekommen war: „Wenn ich könnte, würde ich Vater umbringen!“ Bis Ende Januar 1977 hatte das Berliner Frauenhaus 193 Frauen und 300 Kinder aufgenommen. Frauenhäuser sind auch Kinderhäuser.

Mischung aus Gesäusel und Terror: Viele der verlassenen Männer versuchten, Frauen und Kinder zurückzuholen. Sie schrieben Liebesbriefe, gelobten Besserung oder drohten mit Selbstmord. Andere drangen in das Haus ein, um ihre Frauen mit Gewalt herauszuholen.

Une autre pionnière

Das erste Autonome Frauenhaus wurde im November 1976 in Berlin eröffnet, das zweite Autonome Frauenhaus einen Monat später in Köln.

Ein besonderes Verdienst bei der Einrichtung des Kölner Autonomen Frauenhauses kommt der 1931 geborenen Maria Mies zu. Sie ist eine bedeutende feministische Soziologin und war bis zu ihrer Emeritierung Professorin an der FH Köln. Sie hat über die Lage der Frauen in Indien publiziert, wo sie sich lange aufgehalten hatte, und wurde Ende der 1960er Jahre, als selbst der SDS die Frauenfrage nicht länger beschweigen konnte, in der Frauenbewegung aktiv. Maria Mies hat auf nationaler und internationaler Ebene publiziert und ist darüber hinaus vielfältig aktiv. Aus der Entstehungsgeschichte des Kölner Autonomen Frauenhauses ist sie nicht wegzudenken.³

Maria Mies veranstaltete an der FH Köln Seminare über die historische Frauenbewegung im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Den Studentinnen ging auf, dass sich die Probleme in vielen Bereichen nicht geändert hatten. Warum wisse man kaum etwas über die Geschichte der Frauenbewegung? „Warum hatten wir ihre Geschichte vergessen?“ Die jungen Frauen und ihre Professorin wollten aktiv werden.

Maria Mies' Zugang zur Frauenfrage war nicht abstrakt die Gleichberechtigung, sondern die Gewaltfrage – nicht zuletzt angestoßen durch ihre Indienforschungen. Nach dem Vorbild des von Erin Pizzey eröffneten Londoner Hauses für misshandelte Frauen wollten die Studentinnen und ihre Professorin ein solches Projekt auch in Köln realisieren.

Das war nicht so einfach. Studentinnen, die dem Kölner Sozialdezernenten ihr Projekt vortrugen, wurden aufgefordert, erst einmal eine Studie über das Ausmaß der häuslichen Gewalt gegen Frauen vorzulegen. Die Studentinnen fühlten sich abgewimmelt. Die verlangte Studie hätte Monate, wenn nicht Jahre in Anspruch genommen. Stattdessen führten

3 Zum Folgenden siehe die beiden Ausarbeitungen von Maria Mies: „Der Kampf um das Frauenhaus Köln“ (2006) und „Was haben wir gewollt, was ist daraus geworden?“ (2007) – downloads unter: http://www.autonome-frauenhaeuser-zif.de/autonome_geschichte.htm.

die Studentinnen an einem verkaufslangen Samstag eine Umfrage in der Kölner Einkaufsmeile Schildergasse durch. Aus dem Befragungsergebnis schlossen sie, dass es sich bei den Misshandlungen von Frauen um ein Alltagsphänomen handele. Sie sammelten 2000 Unterschriften für die Gründung eines Frauenhauses. Es wurden Erfahrungsberichte misshandelter Frauen zusammengestellt und in dem Buch „Nachrichten aus dem Ghetto der Liebe“ publiziert. Über die Presse gelang es, die breite Öffentlichkeit zu informieren. Ein Wohltätigkeitskonzert der Gruppe Bläck Fööss erbrachte eine finanzielle Basis für das Vorhaben.

Zunächst wurde das Autonome Kölner Frauenhaus in vollkommener Eigeninitiative und Eigenfinanzierung geführt, was man auch als Selbstausbeutung der engagierten Frauen bezeichnen kann. Sie hatten ein zum Abriss freigegebenes Haus in Köln-Dellbrück gemietet und in Eigenarbeit hergerichtet. Später würde die Stadt Köln ein Gebäude zur Verfügung stellen und auch Stellen bezahlen. Maria Mies blickt voller Stolz auf die Anfangsphase zurück: Das Frauenhaus Köln sei das erste bundesdeutsche tatsächlich autonome Frauenhaus gewesen, das ohne staatliche Unterstützung gegründet worden sei, wogegen das Berliner Frauenhaus mit Unterstützung des Bundesfamilienministeriums entstanden sei.

„Du gehst zum Frauenhaus? Echt?“

Ich habe mich mit zwei Mitarbeiterinnen der Kölner Frauenhäuser zu einem ausführlichen Gespräch verabredet. Als ich Kolleginnen und Kollegen davon erzähle, stoße ich auf Irritation und häufig auf ein Lächeln aus Skepsis, leiser Ironie und Verunsicherung. „Willst deine Frau wiederhaben, was?“ Die Freunde und KollegInnen, die auf diese Weise reagieren, sind keineswegs Gegner der Frauenhaus-Idee und meinen auch nicht, es handele sich bei den Berichten über Gewalt gegen Frauen um feministische Propaganda.

Ich fahre zum Büro von „Frauen helfen Frauen e. V.“, dem Trägerverein der beiden Autonomen Frauenhäuser in Köln – denn *zwei* Frauenhäuser sind es inzwischen. 1991 war das zweite hinzugekommen. Das Büro ist von den eigentlichen Frauenhäusern getrennt. Meine Frage, wo diese sich denn befinden, ist eine ziemlich dumme Frage. Natürlich werden die Adressen geheim gehalten, um die dort untergebrachten Frauen und Kinder vor den Männern zu schützen.

Das Büro des Autonomen Frauenhauses liegt in Köln-Ehrenfeld in einem Viertel, das man in Berlin als „Kiez“ bezeichnen würde. Alternative Lebensmittelläden, interessante Kneipen und Cafés, nicht weit entfernt die große Moschee, gegen deren Bau sich allerlei anti-islamischer Protest erhoben hatte.

Frau Fingaß und Frau Schrimpf warten schon länger als eine halbe Stunde. Ich entschuldige mich. Sie sind nicht verärgert. „Parkplatz? Ja, das kennen wir.“ Tee wird zubereitet. Ich schaue mich um. Das Besprechungszimmer wirkt gemütlich und unterscheidet sich nicht von Beratungsräumen anderer Träger.

Mit welchen Gefühlen ich zum Büro des Frauenhauses gekommen sei? Ich erzähle von der Verunsicherung der Kollegen an meiner Arbeitsstelle. Ich sage, es seien merkwürdige Gefühle. Vielleicht glaubten die Leute auf der recht belebten Straße, ich sei einer dieser Typen, die Frau und Kinder terrorisierten, und komme nun zu einem Beratungsgespräch – es sei ja nicht so gemeint gewesen, solle nicht mehr passieren, und die Frau habe ja auch Schuld etc. Jedenfalls seien meine Gefühle gemischt – Verunsicherung bei einem Thema, das uns alle angeht, das man aber lieber beschweigt. Hilfloze Späße, Fremdschämen fürs eigene Geschlecht. Aber ich sei voller Interesse und danke für die Kooperationsbereitschaft. „Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass ein Beitrag über Frauenhäuser für das Nordrhein-Westfalen-Lesebuch entschieden wichtiger ist als einer über den kooperativen Föderalismus.“ – „... über den kooperativen ... was?“

Von Klischees sei ich natürlich nicht frei, sage ich, wer sei das schon? – „Und was für Klischees?“ – „Vielleicht schwarz gekleidete Kampflerben, Selbstgedrehte rauchend – okay, das war ein Scherz. Aber nur ein halber. Ich wollte darauf hinweisen, dass die gesamte Problematik der Gewalt gegen Frauen von Klischees umzingelt ist – aber das wissen Sie hundertmal besser.“ – „Kennen Sie misshandelte Frauen?“, werde ich gefragt. „Körperlich misshandelte meinen Sie? Ja. Die Mutter einer Freundin aus Studienzeiten, Deutschrussin, wurde ab und an mit Worten wie ‚Verdammtes Russenweib‘ von ihrem Mann die Treppe hinuntergeworfen. Auf der Arbeit sagte sie, sie sei gestolpert.“

Konzept Autonomie

Ende 1976 entstand in Köln das erste autonome Frauenhaus, und Maria Mies hatte nicht ohne Stolz unterstrichen, es sei im Gegensatz zu dem in Berlin wirklich autonom gegründet worden. Wir dürfen an dieser Kennzeichnung nicht vorübergehen wie an dem konventionellen Namensattribut irgendeines Vereins. „Autonomie“ ist ein entscheidendes Identitätsmerkmal des Kölner Frauenhauses bis heute, und zwar nach außen wie nach innen.

Das Konzept „Autonomie“, betrachten wir es in seiner *Außenrichtung*, war zunächst gegen die Routine einer etablierten Sozialarbeit gerichtet, wie sie unter anderem vom Staat oder von den Kirchen getragen wird. Erstens wollten die Frauen sich von diesem Establishment nicht dreinreden lassen, zweitens stand und fiel das Frauenhauskonzept mit dem Ausschluss von Männern aus der praktischen Arbeit. Aber das Sozialarbeitsestablishment hatte gar nicht abgewiesen werden müssen, denn die Frauen stießen dort ohnehin nicht auf Interesse. Die herkömmlichen Sozialwerke mussten sich zuerst bewegen. Um die Autonomie der eigenen sozialen Arbeit nicht zu gefährden, verzichteten die Frauen zunächst auf öffentliche Gelder. Allmählich aber – so meine Gesprächspartnerinnen –

haben sich beide Seiten aufeinander zu bewegt, und beide Seiten haben dabei lernen müssen.

Das Konzept „Autonomie“ prägt auch die soziale Tätigkeit der Kölner Frauen nach *innen*. Sie wollten weg vom bloßen „Helfen“. Das Stichwort lautet: Empowerment⁴. Die betroffenen Frauen sollen eigene Kompetenz entwickeln, Expertinnen ihrer selbst werden, innere Kraft und Selbstbewusstsein wiedergewinnen und Schuldgefühle überwinden, misshandelt worden zu sein. Denn in der Tat machen sich misshandelte Frauen oft Selbstvorwürfe:

„Ich muss mir mehr Mühe geben.“ – „Vielleicht bin ich zu empfindlich.“ – Was mach ich bloß falsch?“ – Wer soll mir das glauben?“ – „Er hat versprochen, dass es nicht wieder vorkommt ...“⁵

Eine weithin beachtete Aktion der Kölner Frauenhäuser war das Theaterprojekt „Mutige Wege ... raus aus der Gewalt“, im Jahre 2007 mehrfach aufgeführt.⁶ Frau Fingaß und Frau Schrimpf hatten dieses Projekt in Zusammenarbeit mit der Theaterpädagogin Charlott Dahmen entworfen, um das Empowerment-Konzept „Mut zeigen und Mut machen“ szenisch umzusetzen. Gespielt wurden Situationen wie „Alltag im Frauenhaus“

4 Dt. etwa „Selbstermächtigung“. Für das Empowerment einer entwürdigten Frau gibt es in der deutschen Literatur keine trefflichere Beschreibung als in Kleists „Marquise von O.“: „Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht, hob sie sich plötzlich, wie an ihrer eigenen Hand, aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor.“

5 Aufschriften in Comic-Form auf Plakaten des Dachverbands der Frauenberatungsstellen NRW für Arztpraxen, um misshandelte Frauen zu ermutigen, sich Ärztinnen und Ärzten zu offenbaren: Nicht die Frauen sind schuld, wenn sie misshandelt werden; es ist keine Schande, von der eigenen Misshandlung zu reden, sondern Beginn der Hilfe. (Bülent Erdogan-Griese, „Ärztliche Intervention gegen häusliche Gewalt“, in: Rheinisches Ärzteblatt, Februar 2013, S. 12–15)

6 Dokumentiert auf der DVD „Mutige Wege ... raus aus der Gewalt, Dokumentation eines Theaterprojekts mit ehemaligen Bewohnerinnen der Autonomen Frauenhäuser in Köln.“, Köln 2007.

oder „Probleme auf Ämtern (Jugend-/Ausländer-/Sozialamt)“. Diese und weitere Erfahrungen der Frauen wurden auch tänzerisch dargestellt – Befreiung durch Ausdrucksformen, ein Konzept, das in der klassischen deutschen Jugendbewegung entwickelt wurde. Darstellerinnen waren neun Frauen, die eine Zeit lang in einem der beiden Kölner Frauenhäuser Unterkunft und Schutz gefunden hatten. Sie stammten aus fünf Ländern: Indien, dem Iran, dem Libanon, Togo, der Türkei. Dass keine Frau aus Deutschland auf der Bühne mitwirken wollte, sei eher zufällig gewesen – meine Gesprächspartnerinnen betonen immer wieder, dass entgegen landläufiger Meinung häusliche Misshandlungen von Frauen keineswegs vor allem ein MigrantInnenproblem seien.

Die Sozialarbeiterinnen der Kölner Frauenhäuser kombinieren die klassische Schutzfunktion mit dem Empowerment-Konzept, um die misshandelten Frauen sich ihrer eigenen Kraft bewusst werden zu lassen. Theater- und Tanzpädagogik werden genutzt, um diesen Prozess zu fördern. In größere Zusammenhänge gestellt, erkennen wir eine Modernisierung der klassischen Sozialarbeit.

Alltage

Wie hat der heutige Arbeitstag von Frau Fingaß ausgesehen? Sie sagt, dass sie von 9:00 Uhr an mehrere Stunden lang bei einem Arbeitstreffen gesessen habe, bei dem es um Deckungslücken, um Kostenpläne und darum gegangen sei, für eine kostendeckende Finanzierung zu kämpfen. Dieser ewige Kampf um die Mittel! Die Zeit der Verhandlungsgespräche geht der eigentlichen Arbeit verloren, der Arbeit mit den Frauen und Kindern, die ja das erste Anliegen meiner Gesprächspartnerinnen ist. Diese eigentliche Arbeit habe heute erst am späten Vormittag begonnen. Zurück in einem der beiden Häuser, sei ihr ein Mädchen weinend entgegengekommen. Es hatte Streit mit der Mutter. Frau Fingaß, die schwerpunktmäßig mit

den Mädchen und Jungen im Frauenhaus arbeitet, versuchte zu vermitteln. Arbeiten im Frauenhaus heißt, immer wieder intensive Gespräche führen, in Krisensituationen intervenieren, die aufgenommenen Frauen und Kinder bestärken. Letzte Nacht seien zwei Kinder neu aufgenommen worden. Jedes der beiden Häuser bietet Platz für zehn Frauen und bis zu fünfzehn Kinder. Jungen werden nur bis zum Alter von zwölf Jahren aufgenommen.

Der heutige Arbeitstag endet gegen 19.00 Uhr. Nachts gibt es einen Telefondienst, denn das Büro hat nicht 24 Stunden den Tag geöffnet. Es gehöre, so meine Gesprächspartnerinnen, viel „Herzblut“ dazu, im Autonomen Frauenhaus zu arbeiten. Beschäftigt seien in beiden Häusern jeweils sechs Personen: Hauptamtliche, Praktikantinnen, Kolleginnen auf Honorarbasis. Wie es mit dem Nachwuchs an Arbeitskräften aussehe? Praktikantinnen für ein paar Wochen seien für diese Arbeit nicht sinnvoll, da die Arbeit auf Längerfristigkeit angelegt sei. Es sollen stabile Beziehungen zwischen den betroffenen Frauen und Kindern und den Mitarbeiterinnen der Frauenhäuser entstehen. Es arbeiteten hier Sozialarbeiterinnen und Pädagoginnen, Erzieherinnen. Die interne Organisation der Autonomen Frauenhäuser ist von demokratischer Mitbestimmung und Teamarbeit geprägt. In der Überzeugung, dass in gleichberechtigter Zusammenarbeit die besten Lösungen gefunden werden, arbeiten alle Mitarbeiterinnen gleichrangig im Team.

Im Jahr 2013 stellt Köln die Finanzierung der Frauenhäuser auf eine einzelfallabhängige Tagessatzfinanzierung um. Mit der Frauenhausfinanzierung in Form einer institutionellen Förderung hatte Köln einst ein politisches Zeichen gesetzt. Wenn auch der Haushaltstitel keine planbar sichere Finanzierungsform darstellt, da die Zuwendung abhängig von der Haushaltslage und dem jeweils regierenden politischen Willen ist, so ermöglichte die institutionelle Förderung der Frauenhäuser doch von Gewalt betroffenen Frauen, unabhängig von ihrem Einkommen, dem

Wohnort und ihrem Aufenthaltsstatus, eine freie Inanspruchnahme des Schutzangebots.

Mit der Umstellung auf eine Tagessatzfinanzierung folgt Köln nun dem Trend vieler anderer Städte in NRW, durch diese Finanzierungsform den Haushalt entlasten und Kostenerstattung aus anderen Kommunen erhalten zu wollen.

Das SGB II – und damit das Jobcenter – ist der falsche Ort für die Verankerung von Schutz und Hilfe bei Gewalt gegen Frauen. Die Frauenhäuser werden sich landes- und bundesweit weiterhin einsetzen für eine sichere, bedarfsgerechte und vom Einzelfall unabhängige Finanzierung.

Erfolg und Backlash

Die Wegstrecke von den 1950er Jahren bis heute haben wir in gebotener Pointierung markiert: Anti-Atomtod-Bewegung; 1968 Helke Sanders' energischer Zwischenruf auf der männerdominierten SDS-Konferenz; 1971 das Bekenntnis der 374 Frauen: „Wir haben abgetrieben“; die Londoner Hilfsprojekte für misshandelte Frauen; das Internationale Jahr der Frau 1975; das Brüsseler Tribunal „Gewalt gegen Frauen“ im Frühjahr 1976; 1976 auch das erste Autonome Frauenhaus in Köln.

Die Entwicklung in Köln war von der geistigen Mentorin Maria Mies vorgebahnt worden. In Alice Schwarzers „Emma“ wurde im März 1977 der Artikel über geschlagene Frauen veröffentlicht. Damit war das Thema enttabuisiert, aber es sollten Jahrzehnte vergehen, bis das Thema „oben“, das heißt auf Gesetzgeber-Ebene, angekommen war. Erst seit 1997 ist Vergewaltigung in der Ehe ein Verbrechen, erst 2002 trat das Gewaltschutzgesetz in Kraft. Nun sind Frauen vor häuslicher Gewalt und Nachstellungen („Stalking“) gesetzlich geschützt. Es war ein langer Weg. Inzwischen, nach mehr als drei Jahrzehnten Frauenhaus in Köln, sind viele der alten Frontstellungen verschwunden. Wenngleich am Autonomiekonzept fest-

gehalten wird, ist aufgrund der Tagessatzfinanzierung eine Kooperation mit der Stadtverwaltung notwendig und gewollt.

Die Autonomen Frauenhäuser sind in kommunalen, landes- und bundesweiten Gremien vertreten. Ihre Mitarbeiterinnen bringen dort die langjährigen Erfahrungen aus der praktischen Arbeit in Strategien, Einzelmaßnahmen und Gesetzesvorhaben mit ein.

Autonome Frauenhäuser sind sowohl untereinander als auch mit anderen Projekten und Einrichtungen der Frauenhilfe, -förderung und -beratung vernetzt. Durch Erfahrungsaustausch und fachliche Diskussionen wird Zusammenarbeit gefördert und Arbeitsqualität gesteigert. Zudem dienen diese Bündnisse der Planung und Durchführung gemeinsamer Aktivitäten sowie der gemeinsamen politischen Einflussnahme.

2012 existieren ca. 360 Frauenhäuser in Deutschland. Davon ist ca. ein Drittel autonom, während die anderen sich in der Trägerschaft von Kirche, Kommunen und Wohlfahrtsverbänden befinden. Bereits Ende der 1970er Jahre hatte sich die „Landesarbeitsgemeinschaft Autonomer Frauenhäuser NRW“ (LAG) konstituiert, mit 27 Frauenhäusern die größte derartige Arbeitsgemeinschaft in der Bundesrepublik. Die Autonomen Frauenhäuser sind im Internet hervorragend präsent.⁷ Frau Fingaß und Frau Schrimpf heben die Bedeutung der LAG hinsichtlich Networking und Einflussgewinn besonders hervor.

Unter dem Dach von „Frauen helfen Frauen“ ist ein drittes Kölner Frauenhaus in Planung. Ich frage, wo denn noch Frauenhäuser fehlten. „In Köln“, sagen meine Gesprächspartnerinnen und lachen. Mich erstaunt, dass mehr Frauenhäuser eingerichtet werden müssen. Wenn man nämlich die heutige Situation mit jener der 1970er Jahre vergleiche – gebe es nicht *weniger* Gewalt? Sei da nicht ein neuer Typus Mann entstanden, wenn auch nicht überall?

7 Zum Einstieg siehe etwa sub: „LAG“ oder „Frauen helfen Frauen“.

Frau Fingaß und Frau Schrimpf leugnen nicht, dass mentale Änderungen eingetreten seien. Ja, man sei sensibler geworden. Aber es gebe nicht weniger Gewalt. „Wir im Autonomen Frauenhaus müssten den Rückgang ja am ehesten spüren!“ Es gebe ihn nicht, den Rückgang. Der „neue Mann“ sei auf die gebildeten Mittelschichten beschränkt und kein Massenphänomen. Es verhalte sich auch nicht so, dass in den Unterschichten und den sogenannten „Migranten“-Gruppen signifikant mehr Gewalt gegen Frauen ausgeübt werde, als anderswo. Dieses Vorurteil sei nicht kleinzukriegen. In Wahrheit finde sich Gewalt gegen Frauen in allen Schichten. „Es geht um *Gender*, nicht um *Schicht*.“ Nur: Die „bürgerliche Frau“ habe eher die Möglichkeit, an Informationen über Hilfsangebote heranzukommen. Gewalt gegen Frauen gebe es nicht nur in allen gesellschaftlichen Schichten, man finde sie auch allerorten, wenngleich in Nordrhein-Westfalen derzeit der Köln-Bonner Raum der Bereich mit den meisten betroffenen Frauen sei. Zugleich räumen Frau Fingaß und Frau Schrimpf mit einem weiteren Klischee auf: Gewaltkonjunkturen im Jahreslauf wie etwa Weihnachts- und Karnevalskrachspitzen gebe es nicht.

Damals wie heute sind die zwei wesentlichen Ziele der unabhängigen autonomen Frauenhausinitiativen: Zufluchtsstätten aufzubauen, die den von Gewalt betroffenen Frauen und ihren Kindern unbürokratisch und zu jeder Zeit Schutz und solidarische Unterstützung bieten, sowie Gewalt gegen Frauen und ihre Kinder als Ausdruck ungleicher Machtverhältnisse in der Öffentlichkeit zu thematisieren und das Recht auf körperliche Unversehrtheit und sexuelle Selbstbestimmung einzufordern.

Das Engagement der Sozialarbeiterinnen in den Frauenhäusern, so die Kölner Gesprächspartnerinnen, werde noch immer vom Pioniergeist der Anfangsphase getragen, aber in der Gesellschaft sei ein Backlash⁸ zu beobachten. Viele Impulse seien erloschen, klassische Rollenvertei-

8 Dt. „Rückschlag“, „Gegenbewegung“.

lungen würden wieder aktiviert – man brauche nur an die viel gesehene Fernsehsendung „Germanys Next Top Model“ zu denken oder an die PC-Ballerspiele, denen sich viele Jungen und männliche Jugendliche genüsslich hingeben. Gegen das 2002 in Kraft getretene Gewaltschutzgesetz wurde von Männerseite schnell eingewandt, es sei einseitig auf die Frauen bezogen und konstruiere das „Feindbild Mann“, obgleich häusliche Gewalt auch von Frauen gegen Männer eingesetzt werde. Dieses Argument ist ein alter Schlager von antifeministischen Männer-Netzwerken wie „WikiMANNia“ oder „MANNdat“, wöüber die „Zeit“ festhielt, es besitze eine offene Flanke nach rechts.

2012: Jede Vierte

Der Mann der ersten Frau, die im Berliner Frauenhaus Schutz gefunden hatte, war kein Hilfsarbeiter aus dem Wedding, sondern ein kleiner Beamter. Nach einer Studie des Bundesfamilienministeriums hat jede vierte Frau zwischen 16 und 85 schon mindestens einmal Gewalt ihres Partners erlitten – quer durch alle sozialen Schichten.⁹ „Häusliche Gewalt“, so die nordrhein-westfälische Gesundheitsministerin, „stellt weltweit eines der größten Gesundheitsrisiken für Frauen und Kinder dar.“ Im „Rheinischen Ärzteblatt“ wird zwischen vier Arten von Gewalt gegen Frauen unterschieden: körperliche, psychische, wirtschaftliche und soziale Gewalt, worunter etwa der Zwang zur Arbeit verstanden wird, aber auch das Verbot zu arbeiten, Verweigerung von Geld, Isolation.

In vielen Arztpraxen in Nordrhein-Westfalen werden körperlich misshandelte oder psychisch terrorisierte Patientinnen über wichtige Internet-Adressen informiert:

9 Bülent Erdogan-Griese, Ärztliche Intervention gegen häusliche Gewalt. Gewalt ist keine Schichtfrage, in: Rheinisches Ärzteblatt 2/2013, S. 12 – 15. Dort das Folgende.

www.frauen nrw.de

www.frauenberatungsstelle-nrw.de

www.aekno.de/häusliche-gewalt

www.uni-klinik-duesseldorf.de (Rechtsmedizin)

Auch Ärztinnen und Ärzte reagieren auf das Thema „Gewalt gegen Frauen“ oft unsicher. Vom Düsseldorfer Institut für Rechtsmedizin wird ihnen daher eine „Med-Doc-Card“ im Kitteltaschenformat angeboten, die wichtige Hinweise für den Umgang mit Patientinnen enthält, die Opfer häuslicher Gewalt geworden sind. Verleugnet eine Patientin mit offensichtlichen Spuren von Gewalt, Opfer zu sein, so sollte das ärztliche Gesprächsangebot dennoch aufrechterhalten werden:

„(...) Niemand verdient es, geschlagen oder bedroht oder erniedrigt zu werden. Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen auch eine Telefonnummer geben.“

Die Med-Doc-Card empfiehlt den Ärztinnen und Ärzten eine Reihe von Fragen an Patientinnen, die von erlittener häuslicher Gewalt berichtet haben:

„Glauben Sie, dass Sie erneut geschlagen werden, wenn Sie nach Hause kommen?“

„Haben Sie jemanden, zu dem Sie (und Ihre Kinder) im Notfall flüchten könnten?“

„Wissen Sie, wo das nächste Frauenhaus ist und wie Sie dorthin kommen können?“

Literatur

Bülent Erdogan-Griese, Ärztliche Intervention gegen häusliche Gewalt. Gewalt ist keine Schichtfrage, in: Rheinisches Ärzteblatt 2/2013, S. 12–15

Wolfgang Kraushaar, Die Protest-Chronik 1949–1959. Eine illustrierte Geschichte von Bewegung, Widerstand und Utopie, 3 Bde., Hamburg 1996

Alice Schwarzer, Lebenslauf, Köln 2011

Zentrale Informationsstelle Autonomer Frauenhäuser (ZIF): http://www.autonome-frauenhaeuser-zif.de/autonome_geschichte.htm (downloads von Schlüsseltexten zur Geschichte der Frauenhäuser)